

OLGA LAKRITZ

**Das
Ampfer-
mädchen**



OLGA LAKRITZ

Das Ampfer- mädchen

ROMAN



Autorin und Verlag danken für die Unterstützung:
Stadt Bern
Stadt Biel
Burggemeinde Bern
Kanton Zürich – Fachstelle Kultur
C. und A. Kupper Stiftung

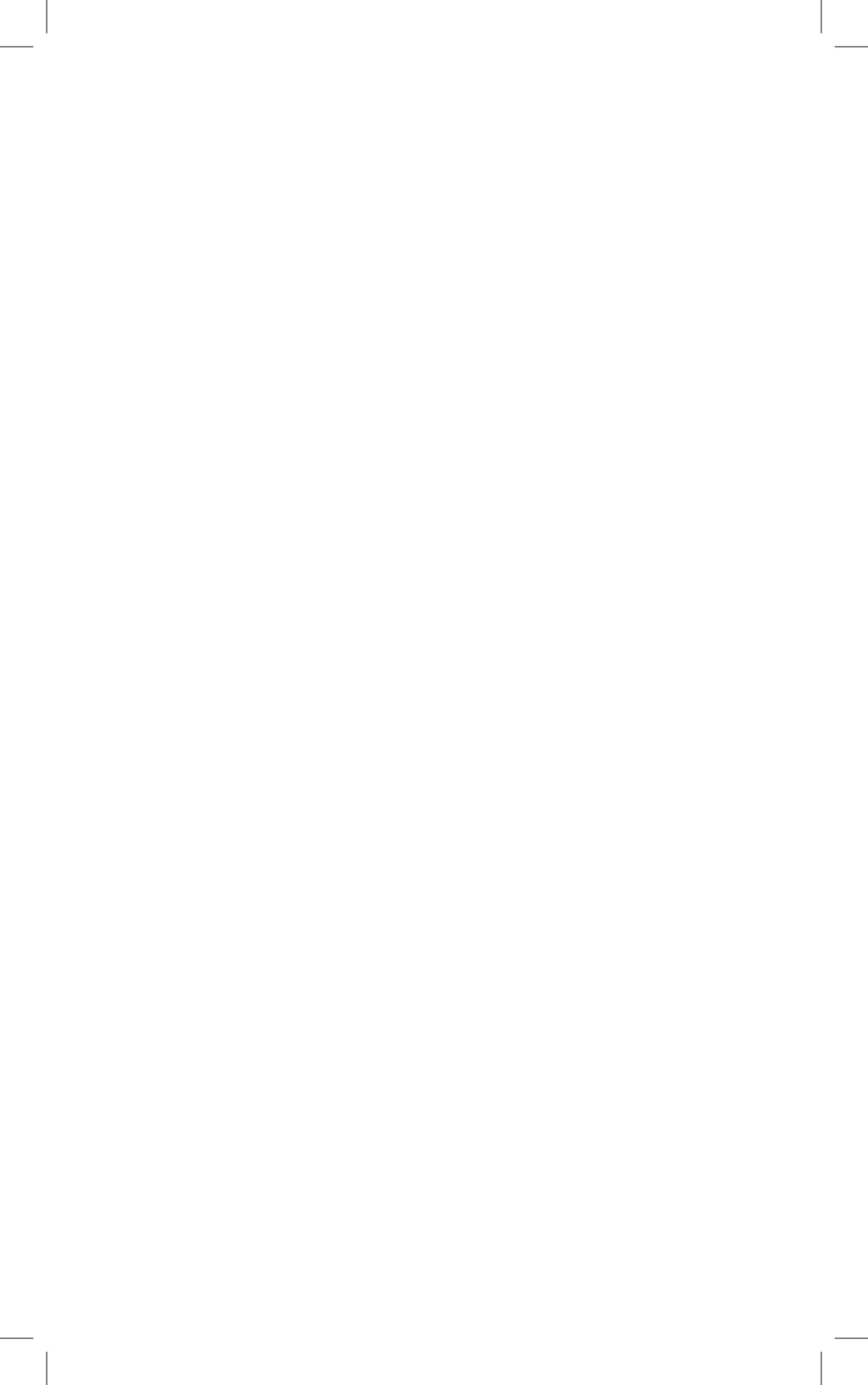
Olga Lakritz
Das Ampfermädchen

Lektorat: Bettina Spoerri
Gestaltung und Satz: Nadja Zela
Umschlaggestaltung unter Verwendung
eines Fotos von Miklós Klaus Rózsa.

© Geparden Verlag GmbH, Zürich, 2023
www.gepardenverlag.ch

Alle Rechte vorbehalten
Druck und Bindung:
Gyomai Kner, Gyomaendrőd
Printed in Hungary
ISBN 978-3-907406-06-9
1. Auflage 2023

*ich kehre zurück zum Ursprung der Einsamkeit
zurück zur Geburt
nein, davor bereits
zurück zur Mutter*



Prolog

Dort lauernd in der Dunkelheit lagen wir. Draußen der Wind, der übers Land strich, die Tiere, der Geruch von Gülle; überall.

Wir steckten unsere Füße in Stiefel und traten in den Matsch; eingehüllt in die Kälte bewegten wir uns über den Hof. Und gerade, als wir bereit waren, einander die Hand zu reichen, erwachte meine Schwester mit einem Schrei und du ließest mich fallen.

Da war ich also: im Frost eines Januarmorgens, weit und breit nur der Acker, die Kühe, die kahlen Kirschbäume.

Ich blickte hoch: Vielleicht fielen bereits die leisen Flöckchen, die sich bis zum Nachmittag zu einem Schneesturm zusammenbrauen sollten.

Mit einem Schrei war meine Schwester erwacht, mit einem Schrei war meine Schwester vom Himmel gefallen. Bereits schlängelten sich kleine Löckchen über ihren Kopf, über den du nun mit deinen Händen strichst. Meine Schwester schlüpfte in ihre Gummistiefel und stampfte durch den Schlamm, sie kroch unter den Kühen hindurch und haute den Esel auf die Schnauze, als hätte sie nie etwas anderes getan: Wahrscheinlich war dem auch so.

Neben ihr stand ich in meiner Einsamkeit bereits vor meinem Beginn; du führtest sie an der Hand durchs Dorf oder setztest sie in deinen Schoß beim Traktor-Fahren.

An dem Januarmorgen standen wir zu dritt; aber standen zu zweit: Ich stand daneben.

Die Zeit zerfiel so wie der Schnee: als winzige Körner in sich zusammen; man wischte zu einem Haufen, was einst ein Ganzes.

Und niemand weiß, warum ich dann doch geboren wurde.

1. Jetzt

Ich stehe daneben und sehe zu: wie damals meine Schwester mit einem Schrei erwachte, so tue ich es ihr gleich.

Das Zimmer ist erneut kleiner geworden. Es rüttelt an der Balkontür und es klappern die Fensterläden; im Wind sehe ich sie fliegen: die Zeit.

Es ist ein mühseliges Aufstehen, als wäre ich im Schlaf mit dem Bett zerflossen; dem Boden entlang ziehe ich mich durchs Zimmer – es scheint draußen die Sonne sich über mich lustig zu machen –, während ich meine Beine wieder einrenke. Nichts renkt sich ein: Alles bleibt lose, verlottert; Locken hängen mir ins Gesicht. Die Illusion eines Satzes springt in meinem Kopf von rechts nach links. Ich greife in Gedanken nach dem Notizbuch, aber weiß bereits, dass der Satz nicht wiederkommen wird; er war nie da.

Ich ziehe die Kapuze tiefer, die Tür schließt sich hinter mir. Der Himmel färbt etwas von dem Dunkel auf die Straßen ab. Die verstrichene Zeit türmt sich den Häuserwänden entlang: ein Strich für jeden Schritt. Die darauffolgende Schwerfälligkeit, die Füße wieder zu heben: Sie hängt zwischen ihnen. Schwer wie die Steine im Rucksack ist die Zeit an meinen Händen; sie reißt Kerben und Linien in die Haut. Ich halte mich fest, nehme mich auseinander, das Ende ist immer dasselbe: Ich kann nicht aus meiner Haut; niemand kann unter meine Haut.

Zurück in meiner Wohnung sammelt sich der Staub in den freien Stellen und ich suche nach den Lücken. Jemand verbraucht meinen Atem.

Ich weiß, dass du da bist in meiner Küche. Und du hörst in diese Dunkelheit hinein.

Das Zimmer rückt näher in sich zusammen. Knisternd fällt die Asche aus meinem Mund; ich huste Staubpartikel. Ich schmecke die Überreste des Feuers: Da war mal was.

Ich spüre die wachsende Kälte, die das Feuer übriglässt; eine Glut wie eine Erinnerung, in die man alleine hinabsteigt und einsam hervorgeht; und das Zusammenfallen einer Stimme, die eben noch loderte.

2. Der Bauernhof

Kann ich nach Hause kommen? Dorthin, wo niemand mehr wartet, aber wo sie einst in der Küche saßen, wenn ich die Türe öffnete; kann ich zurück in eine Wärme, die erst in der Erinnerung entbrannte und mir blieb nur das Zurückzuschauen ins Gesicht der heißen Flamme.

Ich wünschte, ich könnte nach Hause, so wie man in den Urlaub fährt, für eine Weile ins Zeitlose; wünschte, zuhause wäre da wie die Einsamkeit, die ich als Decke um mich wickle. Heimat wäre ich, und ich könnte einzig in ihrer Erinnerung existieren.

Meine Mutter brachte die Melkmaschine an den Eutern der Kühe an; mit aufgerissenen Augen beobachtete ich das mechanische Pumpen, das Surren, wie die Milch aus der Kuh hinausfloss, durch die Plastikröhren hindurch. Das Stampfen der Tiere begleitete meinen Weg nach draußen, ich lief zurück zu den Hühnern. In der Mitte des Hofes gaben meine Knie auf, sackten zusammen. Ich blieb sitzen. Langsam erst stellte ich meine Füße wieder auf, wischte den Dreck von den Knien und sah, voller Erstaunen, frischrotes Blut darauf. Ich fasste hinein und schrie zeitgleich auf; heiße Tränen salzten die Wunde, bevor ich, alleine wie zuvor, meine Weiterreise antrat.

Früh morgens begann das Leben auf dem Bauernhof. Schweigend stiegen sie in ihre Arbeitskleidung; schwei-

gend gingen sie ihrer immergleichen Wege, nur die Kühe schwiegen nicht und die Melkmaschine in ihrem regelmäßigen Zirpen. Es war nass und kalt selbst im Sommer: morgens war es immer kalt.

Und ich zog die schweißbedeckte Decke um mich, um mich herum und lauschte den trippelnden Schritten meiner Schwester auf der Holzterrasse nach unten. Erst wenn niemand mehr im Haus war, wenn alle Schritte nur draußen auf den Kieswegen zu hören waren, wagte ich es, die nackten Füße auf den Holzboden und mich mit immer vorsichtigen Schritten der Treppe zu stellen; die kleinen Händchen am Holzgeländer. Gelegentlich wagte ich einen Blick über meine Fußspitzen hinaus, dort unten erwartete mich der Steinboden: das nächste Hindernis, das nächste Grauen. Die Kälte schoss durch meine Fußsohlen hinauf, hinauf, durch den Kinderkörper hindurch; gelähmt stand ich, jeden Morgen, weil ich die Hausschuhe nicht im Zimmer, sondern vor dem Bad ausziehen sollte. Dorthin flüchtete ich, sobald die Schockstarre nachließ, sprang ein, zwei Schritte, in die Schuhe hinein: ins Bad, die Tür zugeschlagen. Die Kacheln, rotbraun, blickten mich an, sie bogen ihre Köpfe neugierig nach unten und ich sah hoch: jeden Morgen.

Draußen wartete die Katze auf mich, sie strich um meine Beine, die bis zu den Knien in Gummistiefeln steckten; ich streckte die Hand nach ihr aus, da entwischte sie bereits; ich stakte über den Hof. Wenn es geregnet hatte oder regnete, blieb ich stecken, immer

wieder, verlor einen Schuh oder zwei; den Weg bis zum Stall. Hinter der Stalltür wusste ich meine Eltern, wusste die Hand meines Vaters kurz in meinem Haar, die Augen meiner Mutter, die mich musterten, wusste die schrille Stimme meiner Schwester. Ich ging an ihnen vorbei, die Leiter hinauf, ins Heu dort oben, Heuboden; packte so viel es ging zwischen meine Arme und warf es durch die Luke nach unten, wo es von den Kühen bereits erwartet wurde. Das Heu klebte an der Kleidung und hing an mir fest und wenn die Saisonniers mich sahen, zogen sie es mir aus den Haaren; zogen mich auf: Man weiß gar nicht, wo dein Haar beginnt und das Heu aufhört; zogen spielerisch an einer blond gelockten Strähne; dir wächst das Stroh bereits aus dem Kopf heraus.

An den freien Nachmittagen oder in den Schulferien, wenn ich genug von der Arbeit auf dem Feld hatte; vom Schneiden und Aufhäufen, von dem schweigsamen Geräschel der Gräser, kletterte ich auf das Dach des Hühnerstalls. Mich hinsetzend, die Kuhweide überblickend, baumelten die Beine die zwei Meter über der Erde und ich sah den Kühen beim Grasens zu, wohlwissend, dass man mich vom Hof aus nicht sehen konnte, hier konnte mich niemand finden. Ich malte mit meinem Schweiß Muster in das verlotterte Dach. Wenn ich zurückkehrte, kriegte ich halb-spielerische Schläge auf den Hinterkopf: Wo hast du gesteckt?, bevor ich wieder auf die

Knie fiel, um das Gras aufzuhäufen, meiner Schwester zuhörend, die den Saisonniers diese und jene Geschichte erzählte, die meisten davon ausgedacht oder übertrieben, dramatisiert oder komplett verändert.

Meine Schwester hat selten die Wahrheit gesagt; aber ich vielleicht auch nicht: Ich habe sie runtergeschluckt und nichts gesagt, ich habe die Geschichten in meinem Magen gesammelt und sie wiedergekaut, aber niemals hochgewürgt. Ich habe heimlich in den Himmel geschaut.

Mit dem Rücken zur Wand stand ich und starrte hinein in das, was sie die brutale Realität nannten. Die Kuh schrie. Die Kuh würde sterben, weil sie zu viele Schmerzen hatte, weil sie unheilbar war; das hattest du mir erklärt. Das Ding, mit dem die Kuh getötet wird, ist nur ein kleines Viereck. Es macht nur einmal klick, dann kommt der Tod und dann kommt die Stille.

Was du mir nicht gesagt hattest: Dann kam auch das Blut, das Aufschneiden und Ausnehmen, innert Sekunden vom Lebewesen zum Objekt, zu einem Ding, das man zerschneiden und zerteilen und in seine Einzelteile auseinanderbauen konnte.

Jemand zog mich am Kragen hinaus, schickte mich weg. Ich stolperte hinterher, nur auf seine verdreckten Stiefel sehend und – nachdem sie sich entfernt hatten – nur auf meine; lange bevor ich es wagte, meine Hände anzusehen, zu bezeugen, dass daran kein Blut klebte.

Bevor ich sie auf meinen Bauch legte, zu bezeugen, dass dort kein Loch war.

Ich wäre gerne mutiger gewesen. So wie meine Schwester es war: Nichts stellte sich ihr in den Weg. Sie zog die Gänse an den Hälsen und schwamm im eiskalten Fluss und gab den Erwachsenen Widerworte. Eine Weile lang, es müssen Jahre gewesen sein, war ich zufrieden damit, ihr zu folgen, das zu tun, was sie tat, was sie mir befahl, zu tun. Durch ihre Fußstapfen stampfend, im Wissen, sollte es doch einmal Rüge von den Eltern geben, würde es nur sie treffen, die Ältere von uns beiden und nicht mich, das kleine Ding, das den Mund nicht aufbrachte, scheinbar keinen Verstand besitzend. Es war nicht so, als wäre es eine Entscheidung gewesen, ihr zu folgen: So weit ich mich erinnern kann, habe ich es getan, und es wäre mir nicht in den Sinn gekommen, dass es auch andere Dinge geben könnte, die ich hätte wollen können. Erst als sie mich verstieß, sich entfernte, mich verließ, begann ich mich in einer Realität ohne Fixpunkt zu orientieren. Noch immer: Ich war nicht wirklich Teil davon.

Der Verlust meiner Schwester bedeutete nicht nur den Verlust des vorgegebenen Weges, sondern auch den Verlust meiner Wirklichkeitsverankerung: Nun konnte mir nichts mehr beweisen, dass es mich gab.

Niemand weiß, warum ich dann doch geboren wurde.

An einem Januarmorgen ließ mich meine Mutter

fallen und ich stieß mir meinen Kopf auf dem Glatteis. Dort ließ ich mich.

Die Tage wurden wärmer und es krochen die ersten Blumen unter dem Schnee hervor; ehe man sich versah, standen sie in glühender Hitze auf den Feldern und packten das frischgemähte Gras zu Ballen; Heu um Heu; Tag um Tag; das Heute wie das Gestern sein wird und wie das Morgen war. Bis sich der Sommer leise niederlegte und die Blätter sich in die Farben der Abendröte hüllten. Wenn man schließlich die Tiere zum Schlachter schickte, legte sich für einen Moment eine unheimliche Stille über den Hof. Die verbliebenen Tiere verstummten; Hunde und Katzen zogen sich in ihre geheimen Winkel zurück; sogar meine immerlaute Schwester blieb für einmal liegen und zog sich die Decke über den Kopf.

Und in diese Todesstille hinein: meine Geburt.

So wie stillschweigend sich das erste Blatt vom Baum löste, so fiel auch ich: geräuschlos, beinahe unbemerkt; Wochen bevor die Minustemperaturen einsetzten und alle sich in dicke Jacken packten, fiel ich in einen der letzten erträglichen Herbsttage hinein und trug die eisige Kälte eines Januarmorgens noch immer auf der Haut.

Ansonsten trugen wir Schrammen und blaue Flecken, doch selbst das Brennen der offenen Wunden ließ die Kälte nicht abklingen. Ich folgte meiner Schwester durch den Stall und die Wälder; ab und zu sogar bis

zum Fluss hinunter, über die Weiden und wieder nach Hause. Ich folgte ihr, weil mir kein Platz zugewiesen war. Keine Aufgabe war zu schwer für sie; ich rannte hinterher, um den Anschein zu erwecken, dass auch ich etwas dazu beitragen würde. Ich trug ihre alten Kleider, spielte ihre Spiele; ich lernte nie zu sprechen, imitierte bloß ihre Worte. An den Regentagen holten wir die Tiere früher von der Weide und ich sprang in jede einzelne Pfütze, in die sie zuvor gestapft war. Sie nannten uns ein gutes Team, dabei war ich bloß ihr Schatten; wiederholte ihre Aussagen und Bewegungen. Wenn wir uns in der Badewanne gegenübermaßen, war ich ihr perfekter Spiegel: Vielleicht war das gar nie mein Körper. Vielleicht wurde mein Körper vom Wind mitgetragen wie die Samen des Ampfers, der sich verteilt und vermehrt – viel zu schnell – und jeden Frühling wächst er erneut in roten Büscheln auf den Weiden. Und die Hilfsarbeiter knieten tagelang und schnitten den Ampfer, steckten die Büschel in Säcke, stapelten diese auf der Laderampe des Traktors und fuhren sie am späten Abend zurück zum Hof, wo sie verbrannt wurden.

Vielleicht bin ich wie der Ampfer und wachse jedes Jahr neu. Bloß, um jedes Jahr erneut entwurzelt und verbrannt zu werden; im Wissen, dass ich auch nächstes Jahr wiederkommen werde: Ich verteile mich zu schnell.

Abends scheuchte meine Mutter die Hühner hinein und einmal sperrte sie dabei auch mich ein. Ich setzte mich

zu den Hühnern; wartend neben der Tür, die Hände im dreieckigen Sägemehl vergraben; irgendwann ging die Tür wieder auf und man wischte mir das Stroh von den Kleidern und nahm mich bei der Hand, in der Dämmerung ins Haus gehend.

Meine Schwester lief leichtfüßig durch die Wälder, die sich neben dem Hof erstreckten; später ritzte sie ihren Namen – manchmal auch meinen – in die Baumrinden; sie scheuchte Vögel auf und versuchte das Eichhörnchen, welches vor uns auf dem Weg erst erstarrte, dann davonsprang, zu fangen. Sie war leicht und vielleicht einfach gestrickt; einfach zu lieben. Ich folgte ihrer Stimme durch den Wald. Noch vor der Dunkelheit fanden wir zurück auf den Hof, in unsere Küche, in der du mit dem Essen auf uns wartetest; ungeduldig, uns ermahntest, uns die Hände zu waschen. Nach dem Essen stelltest du uns ins Bad und wir putzten uns die Zähne, während du erneut auf dem Weg nach draußen warst, um deiner Arbeit nachzugehen. Du schicktest unseren Vater hinein, der uns die Schlafanzüge anzog, unter die Bettdecke steckte, eine Geschichte erzählte. Und die Tiere aus den Erzählungen schlichen sich in meine Träume, und wenn ich aufwachte, hörte ich sie bereits draußen auf den Kieswegen ihrer Wege gehend.

Wir waren zwei und sie war dir lieber, weil sie eine Sprache hatte; weil sie sprach. Weil sie sagte, was sie dachte,

wie Kinder es tun; weil sie deine Aufmerksamkeit wollte, die du verweigern oder einlösen konntest. Ich wollte nichts weniger als Aufmerksamkeit: Ich wollte mich auflösen und doch da sein; ich wollte untergehen und übersehen werden wie in einer Menschenmasse. Viel zu spät bemerkte ich, dass diese Verweigerung von Individualität genau zum von mir gefürchteten Gegenteil führte: Ich wurde anders.

Ich wurde anders wahrgenommen, anders beschrieben; mich dachte man anders. Ich wurde zu jemand anderem.

Ich wurde zu den Worten, die nicht meine waren; wurde zum stummen Nicken, dass sie mit ihren Worten übertönten; ich wurde ihre Vorstellung. Man stellte mich vor mit einer Handbewegung und einem Gesichtsausdruck, den alle zu verstehen schienen, außer mir. Außerhalb von mir wurde ich gemacht. Wenn Fotos geschossen wurden, stellte man mich in die erste Reihe und meine Schwester stand hinter mir.

In ihrer Anwesenheit war ich ihre Umkehrung. Ihr Gebrüll bedeute meine Stille; und umgekehrt: Meine Gedanken negierten jegliche Möglichkeit der Gedanken ihrerseits. Wir wurden erschaffen aus dem Ton: Sie erwachte mit einem Schrei und mein Geräusch war der Schnee. Schnelligkeit in ihren Beinen musste mein Lahmsein bedeuten, denn es gab keine Auswege: Wir wurden gemacht zu den Gegenteilen.

Ich war die Eigenschaften, die ihr fehlten; die Eigen-

schaften, die uns angeheftet und zugesprochen, so lange, bis wir zu ihnen wurden; zu dem, was sie in uns sahen. Und du, du warst treibende Kraft dahinter: Wenn die erste Tochter das eine war, musste die zweite das andere sein, und anders war ich und anders wurde ich. Geknechtet und geknetet haben wir uns selbst, das zu sein, was die andere nicht war; nicht das zu sein, was sie war.

Man lege uns übereinander und wir wären Vollkommenheit.

Doch ich glaube, ich wollte sprechen, als ich die Augen öffnete; und die Welt sich im Gegenzug mir öffnete. Sie schimmerte mir so vor. Ich verstand nicht, was uns teilte: Auch ich wollte sprechen.

Ich habe früh lesen gelernt, obschon man sich weigerte, es mir beizubringen. Irgendjemand nahm sich schließlich die Zeit, mir die Buchstaben zu erklären, und von da an entzifferte ich alles, was mir zwischen die Finger kam. Ich entzifferte um des Entzifferns willen, nicht, um zu verstehen. Ich verstand die Worte nicht, die ich las. Später dann las ich schnell, zu schnell, und übersprang die Hälfte der Worte und Sätze; Dinge, die sich mir nicht erklärten, ließ ich einfach aus; unbekannte Worte wurden von ihren Nachbarn verschluckt oder in solche verwandelt, die ich verstand.

Sonntags stand der Rest der Welt still, nur wir schoben uns weiterhin durch den Dreck. Meine Schwester zog,

ich stieß die Schubkarre die Straße hinauf. Wenn sie losließ oder stolperte, entlud sich der Mist auf mir; und die Karre rollte hinunter, wir rannten hinterher. Unsere Knie von Schürfwunden geziert gingen wir weiter: Da war niemand, der die Zeit gehabt hätte, sich um uns zu sorgen. Also sorgten wir uns auch nicht; und wenn, dann nur sehr leise für uns alleine: Ich zog den Schmerz aus der kalten Luft über die Lippen direkt in meine Lunge.

Im Stall standen die Kühe, die Treuseligkeit ihrer Augen, die Gelassenheit in ihren Gesichtern. Ich hielt ihnen meine Hand hin, die sie nicht beachteten, und wusste, dass ich – genau wie sie – gar nicht erst versuchen würde zu fliehen. Denn hier war etwas, was unweigerlich mit mir zu tun hatte; was bedeutete, dass ich trotz allem etwas mit Realität zu tun haben musste. Mit der Realität, die sich wahlweise in meinem Fleisch festbiss oder Zentimeter vor mir vorüberstreifte, als trennte uns ein Stück, ein Stück Glas. In meiner Bewegung hielt ich inne, die Furcht vor dem Klirren: sie verlief gleichmäßig mit der Angst vor dem kalten Widerstand; verdichtete Schreie kamen auch aus dem Stall. Während meine Schwester bereits im Kuhmist herumstampfte, drückte ich mich der Wand entlang, langsam; und wich den Kuhbeinen und -köpfen, so gut es ging, aus. In der Kälte des Morgens stand ich; stand noch immer im Hintergrund; ich lauschte den Klängen und Klagen der Tiere und verschwand wieder.

Gehört habe ich nichts damals, zwischen Holzwänden und Heu, bloß gesehen, nie gehört, was sie sprachen. Es drang nicht bis zu mir durch, nichts kam hindurch, außer dem Bild von Leben und gelebt werden; andere zu leben, damit man die Schläge auf der fremden Haut auch auf der eigenen spürt und sich erinnert, dass man lebt. So blieb das fremde Leben immer echter als das eigene: Mir war nichts fremder als dieses Leben und gelebt werden und andere zu leben; diese Entfremdung des Selbst: Man selbst blieb unerklärlich.